reich und Belgien nur 29 bezw. 22 Millionen Tonnen gesichert haben. Die Ausbeute Frankreichs zeigt innerhalb der letzten drei Jahre einen steten Rückgang (von 32 auf 29 Millionen), die der Union im selben Zeitraum einen beträchtlichen Zuwachs (von 240 auf 269 Millionen), während sich die Produktion Englands innerhalb dieser Periode so ziemlich gleich geblieben ist. Diejenige Deutschlands ging 1901 von 149½ Millionen auf 153 Millionen in die Höhe und sank 1902 wieder auf 150½ Millionen Tonnen. Anders stellen sich die Zahlen, wenn man die Förderung mit der Bevölkerungsziffer der einzelnen Länder in Berührung bringt. Dann nimmt England mit 5½ Tonnen per Kopf der Bevölkerung die erste Stelle ein, während die Union mit 3½, Belgien mit 3½ Tonnen an zweiter und dritter Stelle zu nennen sind. In Deutschland stellt sich die Ziffer auf etwa 2¼ Tonnen. Interessant ist es, zu vergleichen, wie hoch der Bedarf an Grubenarbeitern in den verschiedenen Ländern war. Die Zahl der Arbeiter steht nicht immer im Verhältnis zu der Menge der geleisteten Arbeit, wie man bei flüchtiger Beurteilung leicht annehmen könnte. Sie ist am größten in England, das 1902 805 000 Arbeiter beschäftigte, während Amerika in derselben Zeit trotz seiner ungleich größeren Produktion nur 518 307 benötigte. Deutschland kommt mit 448 000 Arbeitern an dritter Stelle. Die Durchschnittsleistung des amerikanischen Arbeiters beträgt demnach 520 Tonnen per Jahr, während die entsprechenden Zahlen für England und Deutschland nur 278 bezw. 242 Tonnen ausmachen. Wieder wäre es ein Trugschluß, wenn man auf Grund dieser Statistik dem amerikanischen Grubenarbeiter größere Leistungsfähigkeit zusprechen würde als dem deutschen oder englischen. In Betracht kommt vielmehr, daß die in ausgedehnter Weise in Gebrauch stehenden Zerkleinerungsmaschinen in Amerika, an deren Verbesserung von Jahr zu Jahr eifrig gearbeitet wird, einen Teil der Arbeit mechanisch verrichten, der in Deutschland und England noch den Händen des Arbeiters überlassen ist. Auch befinden sich die im Betrieb stehenden Gruben der Vereinigten Staaten näher der Oberfläche als bei uns, wodurch die Herausbeförderung des Materials naturgemäß erleichtert wird. — Was nun die Verhältnisse des Exports und Imports anbelangt, so ist bei allen von den fünf genannten Ländern — bis auf Frankreich — die Ausfuhr größer als die Einfuhr, und zwar weist der Export von 1902 für England und Deutschland einen Zuwachs auf (für letzteres ein Plus von 4 229 000 Tonnen), für die Union einen kleinen Rückgang. In Bezug auf den Konsum von Kohlen ergiebt sich in runden Zahlen folgende Gruppierung. Amerika 265, England 196, Deutschland 146, Frankreich 42, Belgien 19 Millionen Tonnen. Im Zusammenhang mit der Bevölkerungsziffer zeigt sich auch hier insofern eine Verschiebung, als England mit einer Kopfzahl von 3,97 Tonnen an erster Stelle und Deutschland mit einem Konsum von 2,44 Tonnen per Kopf an die vierte Stelle rückt. (Vorher gehen Belgien und die Vereinigten Staaten.) Der im Verhältnis zur Bevölkerung sehr ansehnliche Kohlenkonsum Englands, erklärt sich aus dem starken Kohlenbedarf seiner Schiffe. Abgesehen davon, läßt sich vielleicht die Behauptung aufstellen, daß der Kopfkonsum an Kohle in jenen Ländern am größten sein wird, deren Maschinen vorwiegend Dampfbetrieb aufzuweisen haben, und daß bei beliebter Verwendung von Holz, Torf, Oel und anderen Brennmaterialien an Stelle der Kohle eine entsprechende Einschränkung des allgemeinen Konsums eintreten wird. Der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, daß von europäischen Ländern Rußland, Schweden, Spanien und Italien mehr Kohle importieren als exportieren, während Oesterreich-Ungarn unter Einbeziehung seiner Braunkohlenindustrie einen kleinen Ueberschuß des Exports über den Import aufzuweisen hat. Von außereuropäischen Ländern exportiert Japan nahezu 3 Millionen Tonnen mehr, als es importiert. Die noch unausgebeuteten Kohlenfelder auf der Insel Hokkaido im Norden Japans, werden auf einen Gehalt von über 1000 Millionen Tonnen geschätzt. — Die gesamten Kohlenfelder der Welt umfassen einen Flächenraum von 564 550 englischen Quadratmeilen, von denen auf China allein 200 000 Quadratmeilen kommen, auf die Vereinigten Staaten 192 000 und auf Deutschland — 1770 Quadratmeilen.

Aus der Reichshauptstadt.

Berlin, 4. März.

Reichsinvalidenfonds. — Verkehrsmittel. — Großstadtluft.

Nach dem deutsch-französischen Kriege glaubte man in weiten Kreisen in Deutschland, daß die 5 Milliarden Franken eine solche Riesensumme darstellten, daß sie gar kein Ende finden können, ja dieser Glaube übertrug sich sogar auf den Reichsinvalidenfonds, der damals mit 561 Millionen Mark ausgestattet worden ist. Heute huldigt aber niemand mehr diesem Glauben, denn der Reichsinvalidenfonds leidet stark an Schwindsucht und würde man sämtliche Invaliden unterstützen, so würde er bereits aufgezehrt sein. Zu fast 50 Prozent ist dies schon geschehen und wenn die Kapitalentnahme so rapid weiter geht, wie im letzten Jahrzehnt, ist in der Tat bis 1910 und 1911 nichts mehr vorhanden als zahlreiche Invaliden, die Anspruch auf Unterstützung haben! Dann muß das Reich eintreten und die Reichsschuldenkommission hat eine Revision des Reichsinvalidenfonds kann eingestellt werden. Allerdings ist sie heute noch nötig und interessant; am letzten Montag konnte ich sie erstmals in Verbindung mit dem Herrn Staatssekretär Freiherrn von Stengel vernehmen. In der ruhigen Voßstraße, unten im Reichsjustizamt, findet sich der Tresor und wir dürfen hier manches ausplaudern, ohne die Sicherheit des Fonds zu gefährden. Schon der Zutritt zu dieser Schatzkammer ist sehr erschwert; sind doch nicht weniger als vier Schlüssel, die sich im Besitze von vier verschiedenen Herren befinden, nötig. Einer dieser Schlüssel ist zudem auf steter Wanderschaft begriffen, da er je am 1. des Monats an ein anderes Mitglied der Reichsschuldenkommission abgegeben wird. Steht man glücklich in der Schatzkammer, so sieht man die sieben riesigen Geldschränke, feuer- und diebessicher, welche die Millionen bergen. Ich ließ sie mir aufschließen und begnügte mich mit einigen Stichproben, die bis auf das letzte Stück stimmten. Der Liebenswürdigkeit des neuen Staatssekretärs, der 19 Jahre der Verwaltung des Reichsinvalidenfonds angehörte, habe ich es zu verdanken, daß ich auf ein Unikum in diesen „heiligen Hallen" aufmerksam wurde; da gibt es nämlich Staatsobligationen, deren Nennwert pro Stück 300 000 Mark ist. Ich ließ mir das Bündel reichen und konnte nur bewundern, wie ungemein nahe 83 Millionen zusammengehen. Da lohnt sich das Abschneiden der Coupons, denn mit einem „Schnitt" ist 5250 Mark als halbjähriger Zins verdient. Es sind bayerische Obligationen, die hier ruhen; selbstverständlich sind sie sonst nicht im Verkehr und wir gehen nicht fehl, wenn wir annehmen, daß Bayern auf Anregung seines früheren Bundesratsbevollmächtigten und nunmehrigen Staatssekretärs sich diese Riesenobligationen angelegt hat; denn dieselben haben sehr große Vorteile. Wenn sie je einem Dieb in die Hände fallen sollten, was aber ganz ausgeschlossen ist, so hätten sie für ihn gar keinen Pfennig wert, da jeder Versuch der Veräußerung zur sofortigen Verhaftung führen müßte. Auch würden die Leute sehr selten sein, die auf eine Obligation 300 000 Mark geben können.

Von der Voßstraße ging es zur Oranienstraße, wo das Papiergeld „gemacht" wird; und da kam ich gerade recht an, denn in der Reichsdruckerei war man so eifrig an dieser Arbeit, daß ich funkelneue 50-Mark-Scheine zur Revision erhielt; sie waren noch naß und färbten bei der Benutzung ganz ab.

In der Reichsbank galt es die höchste Summe der Banknoten zu revidieren; für über 9 Milliarden Mark ist von hier aus Papiergeld in Umlauf gesetzt. Es „stimmte" auch hier wie in der Oranienstraße. Wenn dann im kommenden Jahr die Reihe an den Schreiber dieses kommt und er die 120 Millionen im Juliusturm zu Spandau revidieren muß, wollen wir weiter plaudern; für heute ist es genug, damit die Leser keine Schwindelanfälle ob der Millionen erhalten.

Die Berliner Verkehrsmittel erfahren stetige Verbesserungen; heute können wir nur Lob spenden den neuen Wagen der Hochbahn. Diese sind hocheleganr und praktischer als die früheren; das Entleeren derselben geht ohne jede Störung bequemer vor sich; auch für die Ventilation ist gut gesorgt.

Berlin ist auch eine Witwerstadt geworden; es leben hier mehr Witwen als manche ansehnliche Stadt Einwohner zählt; denn eben ist die Zahl: 100 000 voll geworden. Für heiratslustige Witwen ist der hiesige Boden nicht sehr günstig; in den letzten drei Jahren kamen 17 635 Verwitwungen vor und nur 3095 konnten sich wieder verheiraten.

Seit wir „Reichshauptstädter" geworden sind, ist noch keine Woche vorübergegangen, die nicht ihre „Familientragödie" gehabt hätte. Man wird nachgerade an diese „gewöhnt" bisdmal ist ein „Brautpaar" mit seinem fünfjährigen Kinde, das sich in einem Hotel der Elisabethstraße ums Leben brachte. Durch Morphium hatten sich sämtliche drei Personen vergiftet. Doch melden die Blätter schon wieder einen anderen Fall, in dem ein Rabenvater sein eigenes Kind förmlich hinschlachtete. „Großstadtluft"!

Nach Ostindien.

Einige Reise-Erinnerungen von Pater U. Z.

(Nachdruck verboten.)

Hurtig legen jetzt die rasamen Matrosen die letzte Hand an und machen das Schiff zu seiner großen Reise fertig. Die Landungsbrücken werden eingezogen und die schweren Taue aufgewunden. Rauch steigt aus dem gewaltigen Kamin; ein schriller, langgezogener Pfiff der Dampfmaschine, und die Schrauben fangen an, die Wasser langsam aufzuwühlen. „Imperatrix" ächzt und zittert leise; sie wiegt sich auf den Wassern; sie rückt vom Einsteigplatz weg, immer weiter und weiter; sie wendet sich in vornehmer Ruhe nach rechts. Nun liegt die weite Adria vor ihrem edlen Antlitz. Einige Sekunden hält die „Imperatrix" stille; es ist, als ob sie der Adria in die großen, blauen Augen schauen, ihr den Gruß entbieten und ihr zuflüstern wollte: ich komme. Da ertönt oben auf der Kommandobrücke der Ruf: „Avanti!", und die teis Kind der Mutter. Majestätisch geht sie hinaus meerbeherrschende „Imperatrix" gehorcht wie ein gutes Kind der Mutter. Majestätisch geht sie hinaus durch die weitgeöffneten Tore des Triester Hafens in das Adriatische Meer. Tausende von Augen schauen vom Ufer aus der „Imperatrix" nach. Weiße Tücher wehen, Hüte werden geschwenkt. Die Passagiere aber stehen auf dem Deck des langsam dahingleitenden Dampfers. Viele erwidern die Grüße, das Lebewohl der am Ufer stehenden Menschen. Andere, denen vom Ufer her niemand winkt, schauen mit Teilnahme diesem letzten Abschiednehmen zu. Eine junge Dame, deren Angehörige am Ufer sich befinden, wendet sich rasch weg vom Geländer des Schiffes, bedeckt ihr Angesicht mit dem weißen Tuche, das eben noch lustig im Winde flatterte, und weint. Armes Kind des Südens. Scheiden tut weh!

Stolz gleitet die „Imperatrix" an den Kriegsschiffen vorbei. Dicht gedrängt, Schulter an Schulter gestemmt, stehen diese Seesoldaten Oesterreichs auf den Decken ihrer Schiffe. Ihre Militärkapellen spielen eine bekannte Weise: „Gott erhalte Franz den Kaiser." So der Abschied eines Indienfahrers von der Heimat, der mit Volldampf in das offene Meer einfährt.

Inzwischen hat die Nacht ihre schwarzen Schleier sachte ausgebreitet über das Angesicht der Adria. Eine unsichtbare Hand hat die Sterne am Himmel leise leise angezündet und den Mond wie in einem silbernen Nachen unvermerkt heraufgeführt. Tausend und aber Tausend Lichter flimmern in der Ferne, am Gestade. Es ist wie ein Fackelzug, den die Stadt am fernen Ufer der scheidenden „Imperatrix" bringen wollte. Oben am Himmelszelt blinken die Sterne und leuchten uns voran auf der dunkler Wasserstraße. Und über den goldenen Sternlein leuchtet uns die Stella maris, die wir mit einem Ave begrüßen. Unter ihrem Schutz sind wir ausgefahren. Es ist Samstag Abend.

Die erste Nacht auf hoher See ist vorbei. Es ist Sonntag Morgen, der Tag des Herrn. Wir wollen ihn feiern mit dem Opfer der heiligen Messe. Der hochwürdige Bischof an Bord des Schiffes soll pontifizieren. Aber es fehlt die Kathedrale; es fehlt die Assistenz, kurz es fehlt fast alles. Die kleinekaum etliche Quadratmeter große Kajüte soll für eine halbe Stunde zur Würde einer Kapelle erhoben werden. In dem kleinen Schlafgemach sind aufgestellt und aufgespeichert: drei Bettstellen und zwei Waschtische, Reisekoffer und Gepäckstücke der verschiedensten Fasson; zu guterletzt sorgfältig eingepackt ein kleiner Tragaltar mit dem nötigsten Zubehör, insbesondere zwei Meßgewänder die zusammen vier Farben zählen. Nun kommt die schwierige Frage: Wer will auf diesem engen Raum mit besagtem Material eine bischöfliche Kapelle bauen? Arbeitszeit eine halbe Stunde; hinausgeschafft und hereingebracht darf nichts werden. (Forts. folgt.)

Jean Pyra's Handelslehranstalt, Bochum, Friedrichstrasse 36,

Mitglied des Verbandes deutscher Handelsschullehrer und kaufmännisch gebildeter Bücherrevisoren.

Gründliche Ausbildung von Damen und Herren für die kaufmännische Praxis

Für Damen Unterrichtssaal separat. Die feinsten Referenzen stehen zu Diensten. Bevor Sie einen Kursus beginnen, erkundigen Sie sich. Prospekte gratis.

Vorbereitungskurse für Bergschüler.

Anmeldungen werden zu jeder Zeit entgegengenommen.



Nr. 54. 7. März 1904

Lebenswege.

Erzählung von Clara Wilhelmi.

(Nachdruck verboten.)

Emma erbebte bei diesem Ton, Tränen füllten ihre Augen und hohe Röte bedeckte die Wangen. Sie trat näher zu Kurt heran und streckte ihm die Hand entgegen. Da plötzlich — erwachte wieder ihr Trotz — wandte sie sich mit einem lauten, bitteren Lachen ab und entschwand den Blicken des ihr erstaunt nachschauenden Gatten.

„Was war das?" fragte er sich, als die Türe hinter ihm mit Schloß fiel. „Was war das?" fragte er nochmals, als er erschöpft in seinen Sessel sank. „O, ich weiß, ich fühle es, was es war, es war der Todesstoß meines geringen Glückes. Sie hat es mir deutlich bewiesen, daß sie nicht bei mir das Glück findet, welches ich für sie erstrebte. — Ich opferte meine, wie Marthas Liebe vergebens. Vergebens trage ich die Fesseln, welche mich fast niederdrücken. Ich verzichtete auf das schönste Lebensglück, um ihr Glück zu bereiten und Alles, Alles vergebens!"

Es pochte an der Tür. Der Unglückliche, welcher sich ganz seinem Schmerze überließ, beachtete es nicht. Da trat Anni herein. „Herr Kreisrichter" sagte sie, mit lauter Stimme, „der Gerichtsbote ist hier, Sie müssen noch ein Testament aufnehmen."

„Gut, Anni, ich bin gleich bereit," sagte er, Hut und Stock ergreifend.

„Ich glaube Herr, Sie mögen wohl ein Tuch mitnehmen," fügte sie hinzu. „Der Bote sagt, Sie müßten noch weit hinaus, es könne diese Nacht spät werden und die Nachtluft ist rauh.

„Ich danke, Anni."

„Ach Du lieber Gott," seufzte Anni, „noch nicht einmal des Abends und des Nachts hat der arme Herr Ruhe! Ja, ja ich sage es immer, es ist eine bitterböse Zeit, aber unsere Frau Kreisrichter will es nicht glauben."

Als Kurt nach einigen Stunden nach Hause kam, fand er den Hausflur noch erleuchtet. Die Stille der Nacht wurde durch das Hin- und Hergehen der Dienstboten unterbrochen. Die Gesichter derselben zeigten Angst und Schrecken, und nur leise flüsterten sie sich einige Worte zu.

„O, mein Gott, der Herr!" rief Anni entsetzt, als sie Kurt gewahrte.

„Was ist's Anni weshalb ist noch alles erleuchtet und was blickst Du mich so verzweifelt an?" fragte er.

„Ach Du mein Gott, die Frau Kreisrichter ist krank," jammerte die Gefragte; „vor einer Stunde wurde sie nach Hause gebracht."

„Gebracht, sagst Du, Anni?" fragte er erstaunt.

„Jawohl, bei Kommerzienrats wurde sie von einem heftigen Unwohlsein befallen," erzählte sie, „und war nicht allein im Stande nach Hause zu gehen. Der Herr Rath schickte sogleich zum Hospital um Hülfe und diese brachten sie hierhin."

„Hast Du auch zum Arzt geschickt?" fragte Kurt von der Mitteilung betroffen.

„Der Arzt ist bei ihr, auch eine Krankenschwester."

Bestürzt eilte Kurt die Treppen herauf.

„Herr Kreisrichter," rief Anni ihm nach, „daß Sie nur gleich Alles wissen, der Herr Kaplan ist auch dort, der Arzt fand es für notwendig."

Vor Emma's Zimmer angelangt, öffnete sich die Türe und der Priester, welcher die heilige Handlung vollzogen hatte, trat heraus. Welcher Anblick! — Das feine, duftige Gesellschaftskleid, welches man der Erkrankten abgestreift, lag unordentlich auf dem Stuhle neben dem Lager; auf diesen aber, mit furchtbar verzerrten Zügen, die sonst so schöne Frau. Die Perlenschnur noch in den Haaren. Auf dem Tische stand das Crucifix mit den brennenden Kerzen. Entsetzt betrachtete Kurt die Gattin und sank am Lager in die Knie.

„Ist keine Rettung mehr möglich?" fragte er bebend den Arzt.

Dieser schüttelte traurig verneinend das Haupt.

„Die Krankheit ist mit solcher Heftigkeit aufgetreten, wie es mir noch nicht vorgekommen ist," sagte der Arzt, „sie wird kaum noch einige Stunden zu leben haben."

Die Krämpfe erneuerten sich, Emma litt furchtbare Schmerzen, nicht minder Kurt. Heute hatte ein ernstliches Zerwürfnis stattgefunden, sollten sie unversöhnt von einander scheiden für die ganze Ewigkeit?

Da öffnete Emma die Augen und sah den Gatten an ihrem Lager knieen. Sie streckte ihm die Hand entgegen und wollte reden, allein die Zunge versagte ihr. Kurt ergriff ihre Hand und führte sie an seine Lippen.

„Vergieb — vergiß," flüsterte sie.

„Ich vergebe Dir von ganzem Herzen, Emma, und gedenke Deiner nur in Liebe," sagte der tief erschütterte Gatte.

Noch einmal öffneten sich die Lippen der Sterbenden, „meine Kinder — Kurt —"

„Sei ruhig, meine Liebe, ich will den Kindern Deine Grüße und Deinen Segen überbringen," antwortete er.

Ein schmerzliches, dankbares Lächeln verklärte das Antlitz der Leidenden. Kurt kniete noch immer neben dem Lager und hielt die Hand der Gattin in der seinen. Die Schwester betete die Sterbegebete.

„Sie hat ausgelitten," sagte sie jetzt leise. Kurt blickte entsetzt auf, dann senkte er das Haupt neben Emma in die Kissen und weinte bitterlich. — — —

Das Begräbniß war vorüber; die theilnehmende Welt hatte Kurt ihr Mitleid bewiesen und nun war er allein mit seinen Kindern, allein in dem Hause, das nun so still, so tot geworden.

Er lebte von jetzt an nur seinen Kindern und seinem Berufe. Wenn er Abends vom Gerichte heim kam, war es seine liebste Beschäftigung, den Kindern von der Mutter, die nun beim lieben Gott im Himmel sei, zu erzählen.

Die alles lindernde Zeit beruhigte auch sein durch Emma's plötzliches Ende tieferschüttertes Gemüth.

Das Trauerjahr war längst abgelaufen und er mußte nun doch daran denken, seinen verwaisten Herd wiederaufzubauen, um den Kleinen eine mütterliche Erziehung angedeihen zu lassen. Lange schon hatte ihm das Bild derjenigen vorgeschwebt, von der er diese Stelle am liebsten ausgefüllt sähe. Aber er wußte nichts von ihr, wußte nicht, ob sie noch frei sei. Er hatte Martha seit jener dunklen Stunde im Seebade nicht wiedergesehen, auch nicht an sie geschrieben, um nicht die Herzensruhe des tiefgebeugten Mädchens zu stören. Auch den frühen Tod der Gattin hatte er ihr nicht mitgetheilt; über das „warum nicht" konnte er sich selbst keine Rechenschaft geben; wahrscheinlich, weil er diese Nachricht selbst überbringen und dabei beobachtenwollte, welchen Eindruck diese bei ihr hervorrufen würde.

Erst mit dem Beginn des Herbstes kam die lang geplante Reise zur Ausführung. Die Eisenbahn führte ihn rasch seinem Ziele zu. Da lag das alte, freundliche Städchen vor ihm, in grauen Herbstnebel eingehüllt.

Da draußen vor dem Thore,
Da steht ein Lindenbaum.

Mit welchen Gefühlen begrüßte er diesen alten Freund aus einer glücklichen Zeit. Schon stand er pochenden Herzens vor dem Hotel „zur Sonne" und doch zögerte er einen Augenblick, einzutreten. Würde er sie hier finden? — Lebte sie noch? — Gehört

die einem anbraust. — Diese Zügen drängen sich ihm plötzlich auf und legen sich entsetzerschüttert auf sein Herz.

Im Gastzimmer, es war dort noch Alles so wie früher, saß Herr Schmidt am Fenster, in das Lesen der Zeitung vertieft. Er war allein, denn die Gäste pflegten gewöhnlich erst zur Dämmerzeit zu erscheinen. Herr Schmidt hieß den Angekommenen herzlich willkommen.

„Wie wohl Sie aussehen, Herr Werner," sagte er. „Sie sind ordentlich stark geworden. Nun, man sieht's Ihnen an, daß es Ihnen gut geht. Hier ist leider Manches unverändert. Sehen Sie, mein Haar ist bereits ergraut."

Er zog Kurt neben sich auf einen Stuhl und erzählte, daß der Tod ihm die Gattin genommen und ein Jahr später auch seine beiden hoffnungsvollen Söhne; daß seine Kraft dadurch gebrochen und er einem traurigen, einsamen Lebensabend entgegen gehe.

Nun konnte Kurt sich nicht länger halten; wie sollte auch Martha nicht mehr am Leben sein? „Und Ihre Tochter?" fragte er beklommenen Herzens.

„Martha ist ein Engel." — sagte Schmidt. Das Wort klang in Kurts Ohren.

„Sie ist mein einziger, mein süßer Trost," fügte Schmidt hinzu, „führt mir die Wirthschaft ausgezeichnet, aber — doch will sie meinen Herzenswunsch nicht erfüllen."

„Gott sei Dank!" sie lebt noch," dachte Kurt. „Und welchen Wunsch will Martha nicht erfüllen?" fragte er laut.

„Sehen Sie, Herr Werner, ich bin alt geworden und sehne mich nach Ruhe; nunmöchte ich gern, daß Martha mir einen Schwiegersohn in's Haus führt, auf dessen Schultern ich mein Geschäft legen kann. Ich kann auch ruhiger sterben, wenn ich mein einziges Kind gut versorgt weiß. Es haben sich schon manche Bewerber gezeigt, brave, andere Männer, denen es nicht um die Mitgift zu thun ist, welches Martha immer als Grund zur Weigerung angiebt. Aber sie weiset Einen nach dem Andern ab."

„Wo ist sie? Ich sehe sie ja nicht," sagte Kurt.

„Sie ist zum Friedhof, um das Grab der Mutter und der Brüder zu schmücken; es ist heute Allerseelen. Sie ist schon gewisse Zeit fort und wird nun bald wieder kommen."

Jetzt öffnete sich die Thüre und ein Mädchen von 10 bis 12 Jahren trat ein. Man brauchte nur einen Blick auf das Angesicht der Kleinen zu werfen, welches, nun sie den Hut abgelegt, nicht mehr beschattet war, und man erkannte in ihr Mathildens und Louis Tochter. Waren es doch Paulis lieblose Augen, Paulis Züge und Mathildens goldschimmerndes Haar, welches sie schmückte.

„Kommst Du allein, mein Kind? Wo bleibt Martha?" fragte der alte Herr die Eintretende.

„Martha hat noch fortgeschickt, damit Du nicht so lange allein sein sollst," antwortete diese. „Sie will noch einige „Vater unser" beten."

„Komm einmal her zu mir, Helene," redete Kurt sie an. „Du kennst mich wohl nicht mehr? Du warst noch ein recht kleines Mädchen, als ich Dich zuletzt gesehen."

„Nein, ich kenne Sie nicht," erwiderte sie, indem sie ihre Hand in Kurts dargereichte Rechte legte und ihn offen ansah.

„Ich bin Dein Onkel Kurt, hast Du diesen Namen schon gehört?"

„Der Onkel Kurt, von dem Martha mir erzählt und der die schöne Dame geheirathet hat?" fragte sie.

„Derselbe, mein Kind," sagte er, mit der Hand das üppige Haar Helenes streichelnd, um die Erregung zu verbergen, welche sich bei den Worten der Kleinen seiner bemächtigte.

„Wo und wie befindet sich denn Ihre Frau Gemahlin?" fragte Herr Schmidt.

„Sie ist vor länger denn einem Jahre gestorben. Doch, wenn Sie erlauben, gehe ich zum Friedhofe, Martha abzuholen."

Und ohne eine Antwort abzuwarten, nahm er seinen Hut und eilte hinaus. Rasch hatte Kurt den ihm wohlbekannten Weg vom Städtchen zum Gottesacker zurückgelegt. Die Gräber waren alle mit Kränzen und Herbstblumen geschmückt, und manches Gebet stieg heute für theure Dahingeschiedene zum Himmel empor. Der dichte Nebel, welcher den Tag über auf Busch und Bäumen gelagert hatte, löste sich jetzt bei einbrechender Dämmerung auf und fiel als feiner Sprühregen nieder: Dazu erhob sich ein kalter Wind, der die meisten Beter vom Gottesacker verscheuchte.

Nur da drüben an dem Grabe, welches so zierlich mit Perlenkränzen, Laubgewinden und weißem Sand geschmückt ist, kniete noch eine einsame Beterin. Sie konnte sich nicht trennen von diesem ihr so lieb gewordenem Platze: war es doch der einzige auf der großen, weiten Welt wo sie sich ungestört und ungesehen ausweinen konnte. Der kranken Mutter mußte sie ihren Herzenskummer verheimlichen, der todten durfte sie ihr unermeßliches Leid klagen und bei ihr Trost suchen.

(Fortsetzung folgt.)

halber Ire — beschuldigt Ihr diese armen Geschöpfe des Leichtsinns, der Verschwendung! Als ob sie verschwenderisch, ausschweifend sein konnten mit neun Schilling wöchentlich!"

„Ich glaube, ich habe das nie gesagt," meint Denis. „Und jedenfalls lasse ich mich nicht so ohne Weiteres zum Engländer machen." Aber sie hört gar nicht auf seinen Einwurf.

„Sie sparen nicht! schreit Ihr. Bei kaum genug Essen, um Leib und Seele zusammenzuhalten; und dennoch thun sie es, die armen Würmer. Sie sparen Heller für Heller, bis sie genug haben, um sich ein Schwein zu kaufen, und dann muß auch das noch gefüttert werden."

„Ich wünschte, Du blicktest mich nicht so an," sagt Denis. „Mir ist fast zu Muthe, als ob ich weinen möchte. Warum bringst Du mich an diesen einsamen Fleck, wo mir niemand zu Hülfe kommen kann, und beschimpfst mich dann so schlecht?"

„O, ich denke ja gar nicht an Dich," entgegnet sie voll Unmuth. „Ich denke nur an die Armen um mich her, und ich möchte Dich und alle dazu bringen, daß Ihr auch zuweilen an sie denkt. Trotz all der Dinge, die man ihnen vorwerfen kann, glaube ich, sie sind das Volk auf Erden, welches am meisten zu dulden, am längsten zu leiden vermag. Weißt Du, daß sie, — ich rede von der ärmeren Klasse, der großen Arbeiterklasse — niemals Fleisch kosten? Ich meine nicht, daß sie es nicht oft haben, daß sie es vielleicht nur an hohen Fest- und Feiertagen haben — ich meine, daß sie es nie bekommen! Von Anfang bis zu Ende des Jahres sehen sie es nie. Und doch, wie wenig haben sie geklagt. — Mir erscheint das Alles schrecklich. Ich wundere mich nicht über diesen hassenswerthen Aufstand. Ich bin nur überrascht, daß sie ihre Armuth so lange ertragen haben ohne offenen Ausbruch der Unzufriedenheit. Bedenke nur ein einziges gutes Kleid, wie es sich eine Dame zum Balle kauft, würde einer ganzen Familie ein ganzes Jahr lang behaglichen Unterhalt gewähren."

„Mein liebes Kind, was für eine schreckliche kleine Kommunistin Du bist!"

„Schimpfen brauchst Du mich auch nicht," sagt sie lachend, obgleich ihr Thränen näher sind. „Und meine Ansichten sind auch gar nicht so umstürzend wie Du sie darstellen möchtest. Ich weiß recht gut, daß Ballkleider gekauft werden müssen und daß mir allezeit Arme bei uns haben werden. Aber es ist mir erklärlich, daß sie, die Armen, die Nothwendigkeit davon nicht einsehen. Warum sollten sie nicht, wenn auch nur für einige Zeit, die sein können, welche Ballkleider kaufen, und wir die, welche hungern und entbehren?"

„Sie sind nicht so elend wie Du sie beschreibst. Du vergißt, daß sie ein leichtlebiges Völkchen sind und daß sie nicht denken."

„Das glaubst Du, ich nicht. Und jedenfalls werden sie jetzt zum Denken veranlaßt durch diese Demagogen, welche ihre bösen Leidenschaften wachrufen. Es werden ja Verbrechen begangen, schreckliche, unverzeihliche Verbrechen, aber die Verantwortung dafür mögen die tragen, welche diese thörichten, leidenschaftlichen Wesen dazu angestachelt und aufgereizt haben."

„Sie sind jedenfalls glücklich zu schätzen, daß sie in Dir einen ebenso beharrlichen und leidenschaftlichen Anwalt gefunden haben, wie sie selbst sind. Vielleicht auch einen ebenso aufrührerisch gesinnten?"

„Aufrührerisch? O, Du verletzest sie nicht, wenn Du sie so nennst. Ich habe immer gesagt und dabei werde ich beharren, daß sie von Herzen ein sehr treues loyales Volk sind, das seine Lust daran hätte, seinen Herrschern zuzujauchzen, wenn ihnr nur ein kleine wenig Freundlichkeit erwiesen würde. Wenn nur ihre Königin —"

„Aber ich bitte Dich, Nora!—"

„Nun, so denn — ich will mich in keiner Weise aufrührerisch zeigen, aber es scheint mir so traurig, daß für Irland niemals das geringste Entgegenkommen da ist. Es konnte ab und zu die Hand nach ihm ausgestreckt werden; aber England wird vorgezogen und Schottland ist reich in der Liebe seiner Königin, und Irland wird kalt bei Seite gelassen. Es würde so leicht sein, sie hin und wieder zu erfreuen, könnte mit geringen Opfern geschehen, und das würde, davon bin ich fest überzeugt, allem gegenwärtigen Elend vorgebeugt haben. Kurz, wenn ich eine Königin wäre," und dabei warf sie ihr hübsches Köpfchen etwas stolz zurück, „so würde ich es für meine Pflicht halten, zu allen meinen Unterthanen gut zu sein, und ich würde auch daran denken, wie viele tapfere Soldaten, wie viele berühmte Staatsmänner aus diesem verachteten Volk mit ihre Herzen, Arme und Köpfe dargebracht haben!"

„Nun, Du mußt doch einräumen, daß sie in letzter Zeit Anlaß zur Beschwerde gegeben haben."

(Fortsetzung folgt.)

Prinzeßchen.

Erzählung von Mrs. Hungerford. Autorisierte Uebertragung von P. Wollmann. Nachdruck verboten.

Achtes Kapitel.

Sie ist ein Weib mit welken Zügen, etwas gebeugt und elend gekleidet wie all die armen Bauern in Irland. Ihr Rock von diesem blauen Wollenstoff ist flug und überall geflickt, und weder Schuhe noch Strümpfe schützen ihre Füße, die obgleich wunderbar klein, so rauh und hart sind wie der steinige Pfad, den sie beschreiten.

Als diese Frau Nora sieht, beschleunigt sie ihren für ein Weib von fünfzig Jahren noch äußerst behenden Schritt.

„Ah, Biddy, bist Du es?" sagt Nora, ihre überflüssige, aber freundliche Frage mit heiterem Lächeln begleitend.

„Guten Morgen, Euer Ehren, Mylady," entgegnet die Frau unterwürfig, mit der in Südirland den Damen der Gutsherrschaft gegenüber allgemein üblichen Anrede. Es giebt keine glühenderen Verehrer der Aristokratie als die irischen Bauern. „Haben Sie's eilig, Fräulein Nora? Könnte ich mit Ihnen ein Wörtchen sprechen, Fräulein?"

„Doch nichts Schlimmes mit dem kleinen Larry?" fragt Prinzeßchen besorgt.

„Nein, Fräulein, Gott sei Dank, er wird täglich besser. Aber sagen Sie mir, ich möchte den Herrn sehen; ist er oben?" —Sie meint Ballybinch, nicht den Himmel.

„Ich verließ ihn dort vor ungefähr einer halben Stunde. Was wolltest Du denn von ihm, Biddy?"

„Fräulein, nur einen Stecken, ein Stämmchen, weiter nichts. Ich dachte, er würde mir gewiß einen aus dem Walde schenken, wenn er wüßte, wie sehr ich ihn brauche. Die Dachsparren geben auseinander, aber wenn ich etwas zum Unterstemmen bekommen könnte, möchten sie wohl noch ein Jahr halten. Der Herr, Gott segne ihn, ist gut gegen uns alle, und wenn Sie meinen, Fräulein, daß er ihn geben würde —"

„Ich weiß, daß er es thut. Eile Dich, Biddy, er könnte ausgehen," und mit freundlichem Kopfnicken erwidert Nora den ehrerbietigen Gruß der armen Frau.

„Wird Dein Vater dem Baum geben?" fragt Denis neugierig, als sie außer Hörweite sind.

„Ja, natürlich."

„Aber ich glaube nach dem, was er sagte, daß er ärgerlich über die Leute hier wäre und eher geneigt wäre gegen sie zu sein, und —"

Da richtet Prinzeßchen einen Blick voller Entrüstung auf ihn: „Und Du hast vier Tage lang mit Papa zusammen gelebt und kennst ihn noch nicht? Er vermag keine Bitte abzuschlagen; er ist so gut wie ein Vater zu ihnen. Natürlich wird sie den Baum bekommen, und wenn die Leute alle beschäftigt sind, wird er sehr wahrscheinlich selbst hingehen und ihn fällen."

„Ich verstehe," sagt Denis nachdenklich. „Wozu wollte sie das Stämmchen doch?"

„Ihr Dach auszubessern, weil es einzustürzen droht. Sie verlangt nicht die Herstellung desselben — beachte das wohl —, sie bittet nur um eine Stütze dazu. Papa wird vor dem Winter für eine ordentliche Ausbesserung sorgen, wenn — wenn er das Geld dazu hat; aber es sind so viele schadhafte Dächer — die Hütten unserer armen Pächter. Und sie seufzt tief traurig.

„Wie Du Dir diese Dinge zu Herzen nimmst," bemerkt er, indem er sie forschend betrachtet.

„O, diese armen Geschöpfe, was sie dulden, wie sie leiden!" ruft sie plötzlich erregt. „Niemand weiß es, außer Denen, welche unter ihnen leben, und die nicht einmal immer. Warum sollte ich mir das nicht zu Herzen nehmen? Bin ich nicht Fleisch und Blut wie sie? Muß ich nicht für sie empfinden? Und täglich, stündlich muß ich art ihr Elend denken. Erst vergangenen Winter kam ein Mann zu Papa, ihn um Arbeit zu bitten, und erzählte uns, die Hütte, in welcher sie wohnten, hätte ein so durchlöchertes Dach, daß der Regen sie gänzlich durchnäßte, sogar wenn sie zu Bett lägen, ihn, sein Weib und ihre drei kleinen Kinder. Oft, wenn er um sechs Uhr Morgens an seine Arbeit zu gehen hätte, fühlte er sich so erstarrt in seinem Bett, daß es ihm eine Erleichterung wäre, da herauszukommen."

„Lieber Himmel, was für eine traurige Geschichte!" bemerkt Delanen halb ungläubig.

„Das ist aber noch gar nichts. Höre das übrige. Zuerst starb ein kleines Kind; das war damals, als Hüttchen und Arbeit zu Ballybinch zu geben. Wir sind selbst jämmerlich arm," sagt Prinzeßchen mit Thränen in den Augen, „aber wir verschafften ihm die Hütte, ein elendes, kleines Loch nur, indessen konnte wenigstens der Regen dort nicht eindringen. Er kam und nahm sie in Besitz; aber eine Woche später starb seine Frau, starb in Folge des Mangels und der Kälte und der Nässe, die sie in jenem andern Hause erduldet.

„Aber der Eigenthümer dieses schrecklichen Hauses —ging der frei aus, ungestraft?" fragt Denis empört. „Was berechtigt einen Gutsbesitzer, seinem Arbeiter eine so elende Hütte zum Aufenthalt zu geben? Und solch einen Burschen soll man noch einen Edelmann nennen?"

„Ich that es nicht," entgegnet Prinzeßchen ruhig. „Ich nannte ihn gar nichts; und er war auch weder ein Gutsherr noch ein Edelmann. Er war ein Pächter; das sind immer die Schlimmsten. — Du meinst, dies sei ein einzelner, ein Ausnahmefall; keineswegs! sie sind immer so arm und so gedrückig, daß es mich erbarmt; und nichts geschieht für sie — nichts. Wenn ich Königin Viktoria wäre —"

„Was für eine kleine Rebellin Du bist."

„Gewiß nicht; Du mißverstehst mich. Ich hasse und verabscheue all diese schlechten Leute, welche das Volk zur Rebellion und zum Mord aufreizen. Ich verurtheile durchaus diese Verbindungen, die Landliga und ihren „Feldzugsplan", wodurch unser schon so verarmtes Volk gänzlich zu Grunde gerichtet wird. Wirklich," und sie sieht ihn so groß und so ernst an, „ich denke an nichts und grübele über nichts Anderes als über die Möglichkeit, die elende Lage unserer Arbeiter und ihrer Frauen zu verbessern."

„Es scheint wirklich, als ob sie der Hülfe bedürftig wären, aber —"

„War je ein Volk so ruhig, so frohsinnig, so angenehm? Immer ein Lächeln und ein höfliches Wort auf den Lippen! Ein freundliches, liebenswürdiges, häusliches Volk. Menschen, die so wenig, so wenig brauchen um sie glücklich zu machen. Tag für Tag arbeiten sie, und für welchen Lohn? Einen Schilling und sechs Pence; neun Schilling die Woche! Und davon müssen sie Weib und Kinder kleiden und ernähren, bisweilen so viele Kinder! Und weiter, die Arbeiter, welche ein Haus und einen Viertelmorgen Ackerland erhalten, bekommen nur sechs Schilling Wochenlohn! Für mich ist es ein Wunder, wie sie sich damit einrichten können; neun Schilling die Woche, diese kleine Summe! Und doch bescheidigt ihr Engländer — ach, Denis, ich fürchte, Du bist nur ein

Allerlei.

Tägliche Erinnerungen.

8. März.

1787: Gräfe, Mediziner, † geb. (Warschau). 1823: F. Andrassy-ung. Staatsmann, geb. 1838: L'Arronge, Bühnendichter, geb. (Hamburg). 1840: W. v. Knorr, Admiral, geb. (Saarlouis). 1841: Tiegde, Dichter, † (Dresden). 1858: Leoncavallo, ital. Komponist, geb. (Neapel). 1869: H. Berlioz-franz. Komponist, †. (Paris). 1897: Emil Rittershaus, Dichter, †. (Barmen). 1902: Sieg der Buren über die Engländer mit Gefangennahme des englischen Generals Methuen.

Zur Berufswahl der heranwachsenden Jugend.

Wieder naht die Zeit, in der tausende und abertausende von jungen, hoffnungsfreudigen Menschenkindern die Schule verlassen und hinaus ins Leben treten, in welchem sie die Aufgabe ihres Erdendaseins erfüllen sollen. Es ist das ein überaus wichtiges Ereignis; denn es heißt nunmehr, eine bedeutsame Wahl zu treffen und sich für einen Lebensberuf entscheiden.

Lebensberuf! Ein inhaltreiches, schwerwiegendes Wort! Vor der bis dahin sorglos ihren Weg wandelnden Jugend öffnet sich eine weitausgedehnte Zukunft, die für sie das Gebiet der Tätigkeit ist. Der Ernst des Lebens steht am Eingange dieser Zukunft und mahnt die der Schule Entwachsenen, sich den Weg zu wählen, den sie fortan gehen wollen. Zugleich erhebt sich die Pflicht und macht darauf aufmerksam, daß ein jeder gehalten ist, das Gebot der Arbeit zu erfüllen, zu wirken und zu streben zu seinem eigenen Wohle und zum Nutzen für die menschliche Gesellschaft. Sie betont dabei, daß nur derjenige, welcher ihr treu und gewissenhaft folgt, eine Anwartschaft auf gutes Fortkommen und einen achtungswürdigen Platz unter seinen Mitmenschen hat. Hieraus ergibt sich von selbst, daß die Wahl des Berufes für die Jugend ein bedeutungsvoller Akt ist, und daß die ins Leben Tretenden sich es wohl überlegen und ernstlich prüfen müssen, welcher Tätigkeit sie sich zuwenden, welchen Weg sie einschlagen sollen. Aber zugleich erwächst auch den Eltern, Lehrern und Erziehern die Pflicht, den ihrer Obhut Anvertrauten beratend zur Seite zu stehen, ihnen an der Hand ihrer Lebenserfahrung behilflich zu sein einen Beruf zu ermitteln, zu dessen Ausübung ihre körperlichen und geistigen Kräfte sie befähigt erscheinen lassen, dem ihre Neigung gehört und dem sie sich ganz hingeben, sie gewiß sind. In den meisten Fällen offenbart sich diese Neigung bei den Knaben schon in den Jahren des Schulbesuches und diejenigen, welche ihre Pflichten gewissenhaft beobachtet haben, werden in den entscheidenden Augenblick klar darüber sein, welchem Ziele ihre Schützlinge zustreben wollen; allein es gibt auch Kinder, die bei der Entlassung aus der Schule die individuelle Neigung zu diesem oder jenem Berufe weder selbst erkennen, noch andere lassen erkennen, und ihnen müssen die Eltern, Lehrer und Erzieher ihre besondere Aufmerksamkeit zuwenden, damit sie nicht einer bloßen Laune folgen und nicht eine Tätigkeit ergreifen, zu der sie nicht geeignet sind.

Den Eltern liegt es in allererster Linie ob, für das Wohlergehen ihrer Kinder besorgt zu sein. Sie dürfen sich weder durch Egoismus, noch durch ähnliche Beweggründe dazu bestimmen lassen, ihre Lieblinge und Schützlinge sogar zu einen Beruf hineingudrängen; denn es handelt sich bei der Frage der Berufswahl darum, der Jugend den Weg zu ihrem Lebensglück zu ebnen, und das kann nur geschehen, wenn der Beruf, der erwählt wird, bei den Kindern volle Zuneigung findet, und deren Anlagen zu der Annahme berechtigen, daß sie im Stande sind, den Anforderungen zu genügen, die derselbe an sie stellt. Darum muß es als dem Wohle der Kinder zuwider bezeichnet werden, wenn man ihnen einen Beruf oktroniert, der ihnen nicht zusagt, oder zu dem ihnen die erforderlichen körperlichen und geistigen Fähigkeiten fehlen. Daß die meisten Eltern das Bestreben haben, ihren Kindern eine glückliche Zukunft zu bereiten, ist zweifellos; aber die Erfahrung lehrt andererseits, daß manche Eltern oft den Wert der Begabung ihrer Kinder überschätzen bezw. zu gering taxierten und infolgedessen entweder mit ihren Lieblingen zu hoch hinaus wollen oder ihnen Schwierigkeiten bereiten, wenn dieselben die getroffene Wahl zu verwirklichen entschlossen sind. Beides ist vom Uebel. Im ersteren Falle werden bei den Kindern Hoffnungen erweckt, die sich nicht erfüllen können, weil die Grundbedingungen dazu nicht vorhanden sind, im anderen wird die zu jedem Berufe erforderliche Strebsamkeit, Arbeitsfreudigkeit und Tatkraft vermindert und gelähmt, und das Resultat ist hier wie dort: durchweg das, daß das gewollte Glück der Kinder nicht zur Tatsache wird.

Gewiß verkennen wir nicht, daß es unter den sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen der Gegenwart schwieriger, als zu anderen Zeiten, die Kinder nach der Entlassung aus der Schule einem Berufe zuzuführen, der der Neigung und den Fähigkeiten derselben vollauf entspricht; auch müssen wir, daß sich selbst gut viele Eltern in einer Zwangslage befinden, die sie nötigt, ihre Kinder eine Tätigkeit ergreifen zu lassen, die sie (die Eltern) sofort gewinnbringend ist; allein dies kann das Prinzip der Berufswahl an sich nicht aufheben. An ihm muß im Interesse des einzelnen Individuums sowohl, als auch in dem der Zukunft des Staates und der Gesellschaft unter allen Umständen festgehalten und zugleich das Augenmerk darauf gerichtet werden, daß durch eine gründliche Durchführung der Sozialreform Zustände eintreten, die es weder ermöglichen, daß sie sich die vorhandenen Kräfte zum Nutzen des Einzelnen, wie zum Wohle der Gesamtheit frei entwickeln und betätigen können.

Daß man bezüglich der Berufswahl mehr und mehr zu der Ueberzeugung kommt, daß sie in sozialer und wirtschaftlicher Hinsicht von größter Wichtigkeit ist, geht u. a. daraus hervor, daß in den Städten, in denen Schulärzte tätig sind, diese den Umstand haben, ihr Urteil über die körperliche und geistige Beschaffenheit der zu entlassenen Schüler und Schülerinnen abzugeben, damit diesen, wie denen Eltern Vorschläge für die zu ergreifenden Berufe gemacht werden können. Die betreffende Einrichtung ist als ein Fortschritt anzusehen; jedoch darf man sich damit nicht begnügen. Es muß mehr geschehen! Der Mitwirkung, welchen bei der freien Berufswahl der Jugend ganz besonders in Betracht kommt, ist sowohl im Parlamente von verschiedenen Seiten auf den Weg der Selbsthülfe verwiesen worden. Ueber diesen „Wegweiser" sagt man in allgemeinen Umrissen, wie man es für angezeigt hält, immerhin eine für den „Fingerzeig" sehr brauchenswert und gut sein dürfte, der ihm entsprechenden Selbsthülfe guter leistungsfähiger Kräfte und die auch sie in allererster Linie aus der Jugend schaffen; d. h. er darf nicht, wie das bisher in ausgedehntem Maße geschehen, jene Sprößlinge sich selbst entfremden und Berufen zuführen, die ihm mehr oder minder fremd stehen, sondern seine Aufgabe ist es, Anregung und Befähigung in seinen Kreisen zu erhalten und beides zu sorgen, daß sie sich voll und ganz betätigen können. Daß der Mittelstand dieser Aufgabe gerecht, ist bei Gelegenheit der Besprechung auf eine neue kräftige Entwickelung, während es an anderen Stelle weiter den bedeutsamen Erörterungen gehen wird.

Und was für den Mittelstand gilt, das gilt auch für die übrige Bevölkerung. Auf die Berufswahl der Jugend muß das größte Gewicht gelegt werden; dann ist Gewähr geleistet, daß sich eine neue kräftige Entwickelung, während es an anderen Stelle weiter den bedeutsamen Erörterungen gehen wird.

Neues zur Statistik der Kohle.

(Nachdruck verboten.)

Die Statistik über die Produktion und den Verbrauch von Kohlen während des Jahres 1902 ist nun abgeschlossen und liefert zu interessanten Vergleichen über die Leistungen der verschiedenen hier in Betracht kommenden Länder Anlaß. Diese Leistungen lassen sich in mannigfachen Zusammenhängen unter den verschiedensten Gesichtspunkten betrachten und geben denn auch ein vielgestaltiges Bild. Die Weltproduktion an Kohle beläuft sich für das ganze Jahr auf etwas über 700 Millionen Tonnen. Von den fünf Ländern, die als Hauptproduzenten in Betracht kommen — Deutschland, England, Frankreich, Belgien, Nordamerika — nimmt die Union mit einer Produktionsziffer von 269 Millionen Tonnen die erste Stelle ein. Es folgen England mit 227, Deutschland mit 150 Millionen, während Frank-